Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Betrachtungen zum «Fall Spitteler»
Autor: Fränkel, Jonas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750289

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BETRACHTUNGEN ZUM «FALL SPITTELER»[1])

Ein furchtbar schmerzliches Erlebnis haben diese Wochen allen denen gebracht, die da wissen, dass kein größerer Meister deutschen Wortes unter uns lebt als Carl Spitteler und dass in diesem Dichter die deutsche Poesie eine Höhe erklommen hat, die sich nur mit der vor hundert Jahren, als Goethe seinen *Faust* dichtete, vergleichen lässt. Tief schmerzlich war für die Verehrer Spittelers die Wahrnehmung, dass angesichts des gewaltigen Ringens der deutschen Nation um ihre Existenz der größte der lebenden deutschen Dichter sich mit seinen Sympathien von ihr abwandte und nicht *ein* Wort fand, das herzliche Anteilnahme bekundete.

Doch wir sind diesem Dichter so unendlich viel schuldig, seine Schöpfungen bilden so unzweifelhaft einen unabtrennbaren Teil des geistigen Besitzes des deutschen Volkes, dass es angezeigt gewesen wäre, sich in ihn hineinzudenken und sich die Umstände, unter denen er lebt, zu vergegenwärtigen, statt, wie es leider geschehen ist, zu schimpfen.

I.

Vor allem ist eines zu wenig bedacht worden: dass dieser Dichter ein Schweizer ist und dass der Schweizer politisch Bürger einer sechshundert Jahre alten Republik ist, an der er mit gleicher Liebe und Inbrunst hängt, wie der Deutsche an seinem jungen, vom Neide der Nachbarn benagten Reiche. Dem Schweizer geht in diesen ernsten Zeiten nichts über sein geliebtes Land, und seine Liebe zum Vaterlande ist eine ausschließende, wie es jede Liebe ist und wie es von jeher die Tugend jeder Vaterlandsliebe gewesen, dass sie nur die eigenen Leiden und Gefahren sieht und an deren Abwendung denkt, wenn auch die Umwelt darüber in Trümmer ginge. Der Schweizer verfolgt heute die Ereignisse in Europa nur darauf hin, ob sie *sein* Land bedrohen, und kennt nur *eine* Sorge:

[1]) Dieser Artikel eines deutsch fühlenden Ausländers über den „Fall Spitteler", im Februar geschrieben, war für eine *deutsche* Zeitschrift bestimmt. Er wanderte jedoch von einer deutschen Redaktion zur andern, ohne aufgenommen zu werden; was psychologisch ganz interessant ist. Mit mancher Äußerung des Verfassers bin auch ich gar nicht einverstanden, weiß aber die edle Absicht des Ganzen zu schätzen und bringe hier den Artikel genau so, wie er in Deutschland hätte erscheinen sollen. BOVET

dass bei dem gewaltigen Wogentreiben an den Grenzen sich nicht zufällig eine Welle auf seine Fluren herüberwälze und die Schweiz in den Krieg hineinreiße. Darum war es unklug, bei den Deutsch-Schweizern durch Überschwemmung mit Druckschriften um Sympathien für das kriegführende Nachbarreich zu werben. Es war unklug und wenig taktvoll. Denn die Lage der Deutsch-Schweizer ist ja in einer Krise wie die gegenwärtige ohnehin schwierig und legt ihnen Rücksichten gegenüber den welschen Miteidgenossen auf, mit denen man unter einem Dache, im gemeinsam gezimmerten Hause, zusammenlebt. Das Gebot der Zurückhaltung ist also nicht allein in der von der Regierung feierlich erklärten Neutralität (zu der übrigens die Schweiz auf dem Wiener Kongress von den Mächten verpflichtet worden ist) begründet, sondern auch in den innerpolitischen Verhältnissen. Die Werbeschriften aus dem Reiche wurden drum mit Unmut empfangen: man betrachtete sie als Eingriffe in das eigene Selbstbestimmungsrecht und als Versuche, den Schweizer von seiner Neutralität abzubringen. Überdies waren diese Zuwendungen oft recht geschmacklos und rührten von Leuten her, die dazu keinen Beruf hatten. So schickte z. B. ein Berliner Gymnasiallehrer den Deutsch-Schweizern einen gedruckten Wisch ins Haus, in dem er an ihr „deutsches Gewissen" appellierte. Man stelle sich vor, wie solche Rede auf ernste Schweizer wirken musste, die in dieser Zeit jedes Wort, das von außen kommt, auf die Goldwage legen! Und schließlich hatten ja die Aufklärungen über die militärische Lage den Schweizern nichts Neues zu sagen, denn glücklicherweise wurde die telegraphische Verbindung mit der Schweiz, selbst während der Mobilisierung, nie unterbrochen: um die gleiche Stunde wie der Deutsche im Reiche bekam auch der Schweizer täglich beim Frühstück sein Morgenblatt und darin unter den Depeschen der Wolffschen Agentur die letzten Meldungen aus dem deutschen Hauptquartier. Ein Grund zur Bevormundung lag also nicht vor.

Natürlich hätte man solche ungeschickten Belästigungen mit Gleichmut hinnehmen können — wenn man selber die nötige Ruhe bewahrt hätte. Aber gerade daran fehlte es. Der Ausbruch des Krieges wirkte auch in der Schweiz als eine Katastrophe. Man sah sich, ohne zu den Kriegführenden zu gehören, in die Ereignisse mithineingezogen. Man stürzte sich auf die Kassen. Wochenlang

konnten die Banken ihren Verpflichtungen gegenüber den Sparern nicht nachkommen. Die Nahrungsvorräte wurden aufgekauft, die Zufuhr aus dem Ausland aber war gesperrt; man befürchtete eine Hungersnot. Und vor allem: man glaubte den Staat bedroht. Wer nicht in den ersten Augusttagen in der Schweiz war, wird kaum die Bewegung verstehen, die damals durch das Land ging. Man stelle sich aber einmal vor, welche Empfindungen jene schicksalsschweren Tage bei den Eidgenossen auslösen mussten! Von den drei kleinen Staaten, die zwischen Deutschland und Frankreich liegen, war die Neutralität zweier sofort verletzt worden. Das musste dem Schweizer, der sich bis dahin in der Sicherheit seiner besiegelten Neutralität, frei von den schweren Sorgen, die die umliegenden Nationen drückten, gesonnt hatte, ungefähr als das Schlimmste erscheinen, was er sich vorstellen konnte. Man ließ keine Entschuldigungsgründe gelten. Man wollte nicht zugeben, dass das Deutsche Reich, plötzlich vor einen Kampf um Leben und Tod gestellt, nach nichts andrem fragen durfte als danach, was ihm zum Heile sprieße. Man wollte nicht einsehen, dass, wenn Deutschland nicht zuvorgekommen wäre, die Neutralität jener beiden Staaten zweifellos durch die feindlichen Mächte gebrochen worden wäre. Man bestritt, dass Belgiens Regierung die Schuld an den bedauerlichen Ereignissen träfe, und berief sich auf die bekannte Erklärung des Kanzlers im Reichstag. Hätte die deutsche Regierung gleich anfangs mit einer klar formulierten Anklage gegen Belgien auftreten können, dann hätte man in der Schweiz wohl eher den Zwang Deutschlands, in Belgien einzurücken, begriffen. Die nachträglichen Veröffentlichungen aus den Brüsseler Archiven dagegen konnten die Schweizer nicht überzeugen. Man lässt sich ja nie durch Gründe überzeugen, wenn man bereits sein Urteil fertig hat, es wäre denn, dass es sich um Dinge handelt, die nur den Verstand angehen und einen im übrigen kalt lassen. Hier aber urteilte man *nicht* mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen. Und indem man sich das Schicksal Belgiens und Luxemburgs vor Augen hielt, sagte man sich: deine Neutralität würde ebenso wenig respektiert werden, wenn die Umstände des Krieges es erheischen würden.

Hinzu kamen die besonderen Sympathien, die die Schweizer für Belgien von jeher hatten. Mancherlei Verwandtes weisen ja die beiden Staaten auf. Beide sind von den Großmächten neutra-

lisiert worden; beiden wurden internationale Institutionen anvertraut, durch die sie der gemeinsamen Annäherung der Völker dienen. Drei Wochen vor Ausbruch des Krieges weilte der König der Belgier als Gast in der Bundesstadt; kurz darauf wurden auf dem Internationalen landwirtschaftlichen Kongress, der anlässlich der Landesausstellung in Bern abgehalten wurde, die belgischen Deputierten mit ganz besonderer Herzlichkeit empfangen. Zwei Wochen später war Belgien ein Raub des Krieges. Das Mitleid mit dem belgischen Volke schlug nun gewaltige Wellen. Denn man wusste: wenn ein fremdes Heer die Grenzen der Eidgenossenschaft zu überschreiten versuchen würde, dann würde man ebenso handeln, wie die Belgier gehandelt haben, und der Eindringling stieße auf seinem Vormarsch nicht bloß auf die gesamte kriegsfähige Mannschaft, sondern auf ein ganzes Volk in Waffen; man würde sich verbluten, aber die Neutralität nicht tatenlos preisgeben.

Und noch ein anderer wichtiger Umstand, der es den Schweizern nicht erlaubte, sich über die Siege Deutschlands zu freuen. Die kleinen Staaten, die auf den Ehrgeiz, sich zu vergrößern, verzichtet haben, sind in ihrer äußern Politik notwendig konservativ. Jede Änderung der Karte Europas birgt für sie die Möglichkeit von Gefahren. Das Alte hat sich für sie bewährt, das Neue aber ist unbekannt. Voll Misstrauen beobachten sie das Wachsen und Erstarken jedes Nachbarn. Im Jahre 1870 waren die Sympathien der französischen Schweiz auf Seite der Deutschen, weil man in Napoleon, der sich kurz vorher Savoyens bemächtigt hatte, eine Gefahr für die Eidgenossenschaft sah. Diesmal lagen die Dinge anders: das ungestüme Vordringen der deutschen Heere in Frankreich ließ das Gespenst eines riesigen Deutschland aufsteigen, das man fürchtete. Die letzten Jahre hatten im Verhältnis der Schweiz zum Deutschen Reiche Mißstimmungen gezeitigt, die man in der Schweiz nicht verwunden hat. Der Mehlzollkonflikt und der Gotthardvertrag hatten tiefe Erregung im ganzen Lande geweckt. Vielfach vernahm man damals die Klage, die Schweiz werde von dem mächtigen Nachbarn wirtschaftlich erdrückt. Einzelne Bestimmungen des Gotthardvertrages wirkten wie Eingriffe in die Hoheitsrechte der Schweiz über die innern Angelegenheiten des Landes. Versammlungen in allen Kantonen, sogar eine vieltausendköpfige „Landsgemeinde“ in Bern, protestierten gegen die Annahme des

Vertrages. Als die eidgenössischen Räte sich schließlich doch den Forderungen der deutschen Unterhändler fügten, empfand man es allgemein wie eine Kapitulation nach einem unglücklichen Kriege.

Man darf auch nicht die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage für die Schweiz übersehen. Die Lasten, die der Eidgenossenschaft durch die Mobilisation erwachsen, sind gewaltig. Jeder Tag der Grenzbesetzung kostet das kleine, über keine Bodenschätze verfügende Land rund eine Million Franken. Wirtschaftlich hat die Schweiz, die als das einzige reine Binnenland in Europa (Serbien hat wenigstens durch das verbündete Montenegro Zutritt zum Meere!) vollständig auf die Nachbarn angewiesen ist, mehr zu leiden als die kriegführenden Staaten. Während aber die umgrenzenden Nationen die ungeheuren Opfer, die der Krieg fordert, willig, ja mit Begeisterung auf sich nehmen und das mächtige pathetische Empfinden einer großen Zeit sie über alle Sorgen hinweghebt, verspürt der Schweizer nichts von der seelischen Erhebung, die der Krieg andern bringt: er hat nur die Lasten zu tragen. Ein Geist der Nüchternheit schleicht sich infolgedessen in sein Denken ein, der so sehr absticht von dem Denken und Fühlen der Nachbarn und der den Deutschen, der gegenwärtig sein ganzes persönliches und staatliches Sein in elementarer Umbildung begriffen sieht, verletzen muss.

Und endlich kommt als letzter, aber vielleicht am schwersten wiegender Umstand die Verschiedenheit des politischen Denkens hinzu, die den demokratischen Schweizer von dem monarchisch regierten Deutschen trennt und die ihn nach der Seite des republikanischen Frankreich hindrängt, wobei allerdings nicht selten auch die erbliche deutsche Krankheit, alles Französische für vornehmer zu halten als das Deutsche, mitspielen dürfte. Man übersieht, dass diese politische Kluft zwischen den Besten unter den Deutschen und Schweizern nicht besteht, und merkt nicht, dass das monarchisch regierte Deutschland in Zeiten wie die gegenwärtigen sich als viel demokratischer erweist denn das republikanische Frankreich, dass in seiner Regierung das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Wohl des Volkes ungleich stärker lebt als in der von politischen Strebern geleiteten Regierung der französischen Republik, die ohne Not, um einiger politischen Schlag-

worte willen, ihr Land leichtfertig dem Elend eines grausamen Krieges überliefern.

Doch solche Erwägungen haben keine Macht über Gefühle, die ja nicht von heut auf morgen entstehen, sondern jahrelang durch oft nicht greifbare Beobachtungen und Eindrücke genährt werden und sich in den Gemütern festsetzen und die gegenwärtig nicht nur die welschen Schweizer, sondern auch einen großen Teil der Bevölkerung der deutschen Kantone beherrschen und sich in der Verständnislosigkeit äußern, mit der das Ringen Deutschlands wider eine Welt von Feinden beurteilt wird.

Natürlich bedürfen diese Beobachtungen über die Stimmung unter den Schweizern einer gewaltigen Korrektur. Denn wenn nun jemand käme und den Schluss ziehen wollte: „So sieht es in der Schweiz aus!" — er würde sich gründlich irren. Es gibt unter den Deutsch-Schweizern gar viele, die diesen Krieg im Tiefsten miterleben, deren Herzen den stammverwandten Reichsdeutschen bei jeder Siegesnachricht zujubeln und deren Gefühl der Kulturgemeinschaft stärker ist als alle Bedenken [1]). Man braucht ja nur das eine oder das andere der wichtigeren deutschen Blätter der Schweiz in die Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen. Und dass die Bundesregierung sich von den Strömungen im Volke nicht beeinflussen lässt und nach allen Seiten hin strengste Loyalität übt, ist bekannt. Wenn ich aber oben von der Nüchternheit der Auffassung sprach, so halte man dem die aufopfernde und segensreiche Tätigkeit entgegen, die gegenwärtig Behörden und Private zugunsten der Gefangenen, der Internierten und der Invaliden entwickeln, wodurch unendliches Leid in den kriegführenden Ländern gestillt wird. Nur so wird man ein annähernd richtiges Bild gewinnen.

Doch die Kenntnis der Stimmung eines großen Teiles — vielleicht gar der Mehrheit — des Schweizervolkes ist nötig, weil man nur dadurch dem Vortrag Spittelers gerecht wird. Denn wer darf dem Dichter verübeln, dass er in diesen Zeiten als Glied seines Volkes fühlt? War das nicht immer und überall so, wenn drohende Gewitterwolken über einem Lande hingen?

---

[1]) Ich verweise auf das mir nachträglich zugehende schöne Bekenntnis Paul Wernles im Sonntagsblatt der *Basler Nachrichten* vom 7. Februar.

II.

Gleich bei Beginn des Krieges flackerten die Gegensätze im ganzen Lande hell auf. Die welsche Presse hatte sich vom ersten Tage an auf die Seite der Entente gestellt, während der Großteil der Zeitungen der deutschen Schweiz, obgleich sie im Bestreben, die Neutralität zu wahren, jeweilen Berichte aus beiden Kriegslagern gewissenhaft registrierten, doch ihre Sympathien für die gemeinsame Sache Deutschlands und Österreichs nicht verhehlten. Das gab ein Hin und Her von leidenschaftlichen Vorhaltungen und Anklagen. Die Welschen wollten ihre Parteinahme gegen Deutschland zu einer eidgenössischen Sache machen, sie verlangten vom Bundesrat, dass er gegen die Verletzung der Neutralität Belgiens und Luxemburgs protestiere. Dass die besonneneren Deutsch-Schweizer dafür nicht zu haben waren, empfand man drüben wie Verrat an gemeinsamen Idealen. Feindliche Worte flogen herüber und hinüber. Eine gefährliche Spaltung bildete sich. Die Ruhiggebliebenen blickten voll Sorge in die Zukunft. Bange Fragen erhoben sich: würden, die heute Frankreich den Sieg wünschen, morgen ihre Pflicht erfüllen, wenn der Feind über den Jura herüberkäme? würden die „Deutschen" auf ihrem Posten bleiben, wenn eine Überrumpelung der Rheingrenze versucht würde?...

Man raffte sich auf. Ein junger patriotischer Verein, der, obwohl erst vor einem Jahre, unter dem Eindrucke der Gotthard-Bewegung gegründet, bereits starke Wurzeln im Lande gefasst hatte, die „Neue Helvetische Gesellschaft", nahm die Aufgabe an die Hand, die Annäherung der beiden Landesteile in die Wege zu leiten. In den welschen wie in den deutschen Kantonen sollten der Bevölkerung durch gewichtige Persönlichkeiten die Pflichten der Neutralität ans Herz gelegt werden. Man wandte sich an Spitteler. Der Dichter stellte sich sofort in den Dienst seines Vaterlandes.

Er fasste seine Aufgabe mit jenem gründlichen Ernst an, der noch allem, was er je ergriffen, seinen eigenen Stempel aufdrückte. Der Zweck seines Vortrags stand ihm sicher von Anfang an klar vor Augen: es galt, den welschen Miteidgenossen zu beweisen, dass man in der deutschen Schweiz ernstlich gesonnen sei, Frieden zu halten; den Deutsch-Schweizern aber sollte zu Gemüte geführt werden, dass sie auf die Gefühle der Welsch-Schweizer Rücksicht nehmen müssen. Nachher sollte dann in der Westschweiz einer auf-

treten, dasselbe vom umgekehrten Standpunkte tun und den Welschen den Kopf waschen. Es war eine Angelegenheit des häuslichen Friedens, die die Bewohner des gleichen Hauses unter sich ausmachen wollten und die *die Nachbarn nichts anging.*

Das Herz hatte sich hier nicht einzumischen. Alles Persönliche musste zum Schweigen gebracht werden. Der Dichter prüfte sich streng, ob er auch wirklich im Stande sein würde, seine Mission gewissenhaft durchzuführen. Wer andern Neutralität predigen will, muss sich selbst zuerst aller persönlichen Rücksichten entäußern können. Dass die deutsche Presse, falls sie ihn belauschen und ein vom Gebot der Stunde diktiertes Wort aufgreifen sollte, eine ähnliche Hetze gegen ihn loslassen würde wie gegen Hodler — das sah er voraus; doch das focht ihn am wenigsten an. Aber die Freundschaft, die ihn mit so vielen im Reiche verband! — Das durfte nicht mitsprechen, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handelte. Aber dies und jenes, was ihm draußen lieb war und worauf er Jahrzehnte gewartet! — Er durchleuchtete „die verborgensten Gänge seines Herzens“ und würgte die Kaninchen...

Man mag über dies grausame Bis-ans-Ende-Denken beliebiger Meinung sein: wer Spitteler kennt, der weiß, dass aus der gleichen Quelle bedingungslosester Selbstentäußerung auch alles Große fließt, das wir in seinen Werken bewundern.

Spitteler hielt seine Rede nicht etwa in einer öffentlichen Versammlung, sondern vor geladenen Hörern, im Schoße der Züricher Gruppe der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Er sprach zu Schweizern. Er ging mit seiner Rede nicht ins Ausland, schickte sie auch nicht etwa seinem deutschen Verleger, sondern übergab sie am folgenden Tage der *Neuen Zürcher Zeitung,* also einem rein schweizerischen Blatte, zum Abdruck. In seiner Rede behandelte er eine *innere Schweizer Angelegenheit. Es hätte drum für die Zeitungen im Reiche, als sie von der Rede Kenntnis erhielten, ein einfaches Gebot des Taktes sein müssen, sich darüber nicht auszulassen, gerade so, wie man sichs verbitten würde, wenn die Schweizer sich in deutsche Dinge einmischen wollten.* Das haben, soviel ich sehe, im ganzen Deutschen Reiche (österreichische Blätter stehen mir leider nicht zur Verfügung) nur der *Vorwärts* und die *Christliche Welt* begriffen. In letzterer erklärte Prof. Martin Rade einfach: „Spitteler hat in Zürich eine Rede gehalten, die vollkommen schweizerisch

orientiert ist. Sie befasst sich mit den Nöten, die jetzt die Schweizer als ihre inneren und eigenen empfinden.“ Und er lehnte ein Eingehen auf die Rede ab.

An diesem taktvollen Vorgehen eines Theologen hätte man sich ein Beispiel nehmen sollen.

Spittelers Vortrag war an die Schweizer gerichtet. Der Nichtschweizer, selbst wenn er jahrelang mit Schweizern zusammengelebt hat, ist kaum in der Lage, die Rede gerecht zu beurteilen: er wurzelt in einem andern Boden und wird die Not, aus der heraus der Schweizer zu den Schweizern gesprochen hat, nie ganz fühlen können. Für die Schweizer jedoch — ich spreche von *Deutsch*-Schweizern — war der Vortrag ein Erlebnis, obwohl natürlich nur die wenigsten sich mit jedem einzelnen Urteil Spittelers einverstanden erklären. Aber dass in dieser sorgenvollen Zeit, wo auch in der Schweiz allseits Hass gesät wurde, einer den Mut hatte, sich zu erheben und von den Pflichten gegenüber der *Schweiz* zu sprechen, die Eidgenossen, die sich bisher nach der einen oder andern Seite verloren, um das Ideal des gemeinsamen Vaterlandes zu scharen — das empfand man nach den Monaten der Spannung und des Zerwürfnisses als eine Erlösung. So äußerten sich wenigstens mir gegenüber Schweizer von eigenem Urteil und Gepräge, darunter Männer der Wissenschaft, kerndeutsche Naturen, die auch im Reiche unter die Besten gezählt werden. Ja, an einer Stelle konnte man sogar das Urteil eines deutschschweizerischen Schriftstellers lesen, der den Tag, an dem Spitteler seine Rede gehalten, als den größten der neuen Schweiz bezeichnete, um den die Enkel dereinst die heutige Generation, die ihn erlebt hat, beneiden würden.

III.

So urteilen die Schweizer, und sie sind wohl in diesem Falle die zuständigsten Richter.

Die Nichtschweizer allerdings, deren Leben Spitteler wie kein anderer unter den Zeitgenossen bereichert hat und die heut in ihm, wie einst die Romantiker in Goethe, den „Statthalter der Poesie auf Erden“ verehren, sie sind tief unglücklich darüber, dass dieser Dichter, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, unter die Politiker gegangen; dass er nicht nur von Neutralität sprach, sondern auch von Dingen und Verhältnissen, die doch nur einer beurteilen kann, der

mit beiden Füßen im wirklichen Leben steht und von diesem Leben sich derart ausfüllen lässt, dass ihm Traum und Wirklichkeit nicht ineinanderfließen. Wie ganz anders der Dichter gewaltigster Visionen, dessen Auge verträumt und wie durch einen Schleier in die Welt schaut und vor dem man, wenn man in seine Nähe kommt, beinah ein Gefühl verspürt wie die Zeitgenossen Dantes, die scheu aus dem Wege gingen beim Anblick des Dichters, dessen Fuß die Hölle betreten...

Was Spitteler über Deutschland und den Charakter dieses Krieges gesagt hat, ist ja grundfalsch, obwohl es *nicht wahr ist,* was die deutschen Blätter ausstreuten, *dass Spitteler die Deutschen Mörder genannt habe;* das kann nur jemand behaupten, der Dichterworte nicht zu lesen versteht. In seine Traumwelt eingesponnen, ahnt der Dichter nicht, welche Triebkräfte in dem gegenwärtigen Kriege, der zur Vernichtung Deutschlands angezettelt worden ist, walten. Man muss freilich in diesen Monaten in Deutschland gewesen sein und die tiefgehende Wandlung in allen Schichten des Reiches beobachtet haben, um die Überzeugung zu gewinnen, dass es sich diesmal nicht um einen von der Regierung befohlenen Krieg handelt, sondern um die gewaltigste Volkserhebung, die die Welt je gesehen.

Spitteler kennt aber nicht das Deutsche Reich. Seit dem Jahre 1868, da der Theologie-Student zwei Semester an der Heidelberger Universität zubrachte, hat er nie wieder längere Zeit in Deutschland geweilt. Und irgendwelche Veranlassung, nähere Bekanntschaft mit diesem Deutschland zu machen, das nichts von ihm wissen wollte und das er als seinen persönlichen Feind ansehen musste, lag für ihn nicht vor. Was ihm aber im Laufe der Jahre ins Haus geflogen kam, die Erzeugnisse einer Literatur, die ihm wie eine Verleugnung der höchsten Kunstideale, für die er lebte, erscheinen mussten, zeigte ihm die Entwicklung im neuen Reiche wie in einem entstellenden Hohlspiegel; gar nicht zu reden von der literarischen Kritik und der Literaturwissenschaft, die ihn im Innersten abstießen — seine *Lachenden Wahrheiten* legen ja davon reichlich Zeugnis ab. Gleich Nietzsche, der ihm in seinem Denken und in seinen Sympathien so auffallend ähnlich ist, wandte sich auch Spitteler von dem Reiche und den Mächten, die in ihm walteten, grollend ab. Wenn aber der Dichter in seinem Vortrag von Freundschaft und Zustimmung spricht, die ihm jetzt wie ein

Frühling aus Deutschland entgegenblühen — „unabsehbar, unerschöpflich“ — so ist es gut, diese poetische Hyperbel auf das Tatsächliche zurückzuführen: auf einige helle Momente in den letzten paar Jahren seit Weingartners Auftreten. Will man die Wahrheit wissen, so lese man Gedichte wie „Das Herz“ oder „Ein Gruß“ in seinen *Glockenliedern!* Wohl wird Spitteler geliebt, vergöttert wie kein zweiter deutscher Dichter der Gegenwart — doch nur von einzelnen, bestenfalls von sehr kleinen Gruppen, die überall in der Welt verstreut sind; denen aber ist dieser Dichter heute — wie es A. Soergel in seiner Literaturgeschichte so glücklich ausgedrückt hat — der heimliche Kaiser.

Spitteler, der Weltfremde — dass er einer der erstaunlichsten Errater des menschlichen Herzens ist, steht in keinem Widerspruch dazu — er kennt das Deutsche Reich nicht. Aber auch über die andern Staaten urteilt er nach subjektiven Eindrücken und zufälligen Erfahrungen. Er setzt sich für Russland ein — und weiß nicht, mit welchen entsetzlichen Verbrechen das Zarenreich sich beladen hat. Ach, verehrtester Meister! im Banne der Geister, die Sie umschweben, ahnen Sie nicht, wie in diesem letzten Jahrzehnt Allen in Europa, für die die Welt nicht an den Landesmarken ein Ende hat, das Wüten Russlands gegen seine besten Söhne, die Jammerrufe, die aus russischen Gefängnissen zu uns herübergellten, das Todesröcheln der Hekatomben hingemordeter Juden die Freude am Tag und den Schlaf bei Nacht raubten; wie wir unser eigen Gewissen ob dieser stummen Zeugenschaft beschwert fühlten und ohnmächtig knirschten; wie manch einer unter uns, wenn er im *Olympischen Frühling* die Sage von Alastors andringenden Scharen las, im Stillen von einem heiligen Kreuzzug der Völker Europas gegen Russland träumte, so dass beim Ausbruch dieses entsetzlichen Krieges doch auch etwas wie ein Gefühl der Befreiung über uns kam, weil wir von ihm eins vor allem erhofften: die Zertrümmerung der zarischen Macht. (Wir werden Frankreich, das sich schützend vor den Zaren gestellt hat, nie im Leben diesen Verrat an den Idealen der Freiheit verzeihen können!) . . . Sie wollen sich, verehrtester Meister, auf die Beobachtungen berufen, die Sie vor vierzig Jahren in Russland gemacht haben. Aber ach! Sie sahen ja damals vom russischen Leben nichts als was sich an der Oberfläche abspielte. Der Dichter des Prometheus kannte nur seine Schöpfer-

sorgen (wohl uns, dass es so war!) und hatte weder Lust noch Willen, in das unterirdische Russland hinabzusteigen (heute freilich kann man dort die Opfer des Zaren auf offener Straße sehen!). Welch ein Glück für Sie und für uns, dass Sie als Schweizer nach Russland kamen (und gar in das Haus eines russischen Generals!) und nicht als Jude, Pole oder Finnländer im Reiche des Zaren geboren sind! Wir besäßen sonst wahrscheinlich keines Ihrer Werke. Die Schergen des Zaren hätten rechtzeitig dafür gesorgt, Sie unschädlich zu machen; bestenfalls seufzten Sie noch heute als Siebzigjähriger in den Katorgen Sibiriens. Ihr Prometheus wäre ja, in russischer Sprache geschrieben, der zarischen Regierung ungleich gefährlicher als die Schriften der Herzen, Tolstoj und Kropotkin! —

IV.

Spitteler ist einer der reinsten, absolutesten Dichter. Sein hoher Beruf ist ihm alles, die wirkliche Welt nur eine Folge von Kaleidoskopbildern, die vor seinem Auge auf- und abziehen und die lebendigen Bilder seiner Träume nur zu verwischen imstande sind; er sieht sie nicht. Wie sollte er da miterleben können, was das deutsche Volk jetzt erlebt? Man hätte das bedenken sollen, ehe man daran ging, sich in den Zeitungsspalten zu entrüsten, und hätte sich erinnern sollen, wie sich Goethe vor hundert Jahren zu den Befreiungskriegen gestellt hat. Das Verhalten beider Dichter zeigt ja eine auffallende Ähnlichkeit. Wie Goethe sich damals nur um sein Weimar kümmerte und die gewaltige Erhebung des deutschen Volkes gegen den mächtigen Bezwinger Europas auch nicht *eine* sympathetische Fiber in ihm erzittern machte, so dass er den ganzen Vorgang nicht anders als eine lästige Störung seiner beschaulichen Ruhe behandelte, gerade so denkt auch Spitteler heute nur an *sein* Vaterland und weiß dem heroischen Kampfe Deutschlands um seine Zukunft nichts Großes abzugewinnen. Die Zusammenstellung hätte die flinken Schreiber belehren können, wie die großen Dichter, gerade weil ihr Blick auf das Ewige, Überzeitliche gerichtet ist, das Gegenwärtige, auch wenn es den Zeitgenossen noch so groß erscheint, nicht miterleben und es drum auch nicht nach seinem Werte würdigen. Das hängt wohl mit dem Eigensten des dichterischen Schauens und Erlebens zusammen. Tyrtaios war kein großer Dichter. Man hätte das einsehen und sich vor der Tat-

sache als vor etwas dem gewöhnlichen Verstande Unbegreiflichem in Bescheidenheit beugen und — schweigen sollen.

Man hat es leider nicht getan. Das hässliche Geschäft der Ketzerrichterei, das in lautestem Widerspruch steht zu den stolzen Taten der Heere im Felde, behagt scheints den unbeschäftigten Zeitungsschreibern in dieser Zeit ganz besonders. Man schmähte den Dichter und überwarf ihn mit Schmutz. Kein Blättlein im ganzen Reiche, das nicht seine Kotschleuder herangeholt hätte. Alle Redaktionen, die von Spitteler nichts wissen wollten, solang er nur Dichter war, haben ihn jetzt plötzlich entdeckt. Alle Wächter der Literatur, die Spitteler gegenüber ein böses Gewissen hatten, erhoben sich und frohlockten, denn siehe: das Schuldenbuch ist getilgt!

Welch ein beschämender Anblick!

Ein langer Zug patriotisch Entrüsteter, deren Namen für den künftigen Literaturchronisten aufbewahrt werden mögen. Voran Herr Adolf Bartels, der Verfasser einer famosen Literaturgeschichte, um die uns die Irokesen und Fidschiinsulaner beneiden; aus vollem Halse schreit er: Wir sind mit ihm fertig! (er hatte sich nämlich in besagter dickleibiger Literaturgeschichte in einem ganzen Dutzend von Zeilen mit Spittelers Werken beschäftigt — jetzt ist er mit ihm fertig!) . . . Gleich hinter ihm Herr Fritz von Ostini, der seit dreißig Jahren an der Spitze der *Jugend* und der *Münchner Neuesten Nachrichten* steht und während dieser langen Zeit nichts für den größten Zeitgenossen getan hat; nun aber verkündet er aller Welt in seinem Feuilleton: Wir wollen nichts mehr von ihm wissen! . . . Dann folgt eine vielköpfige Schar Ungenannter (einer von ihnen, in der *Täglichen Rundschau,* beginnt mit dem ergötzlichen Eingang: „Der bekannte Schweizer Schriftsteller und Novellist Carl Spitteler . . .“ Ach, Böotien!) . . . Zuletzt aber kommt Herr Ludwig Thoma, der Bauernschilderer, dahergeschritten (er soll auch einen *Lausbub* geschrieben haben) und warnt die Deutschen: Nach dem Kriege wird sich Spitteler vielleicht wieder mit einem Friedli oder Hansli einstellen, dann wollen wir ihm usw. Der Bauernschilderer kennt nämlich von dem Dichter des *Olympischen Frühlings* nichts anderes als die Bauernnovelle *Friedli der Kolderi,* die Spitteler vor einem Vierteljahrhundert geschrieben hat, und freut sich, dass er nunmehr den gefährlichen Konkurrenten auf die leichteste Weise

von der Welt los wird. Nun, ich kann Herrn Thoma beruhigen: er braucht Spitteler nicht zu fürchten. Ein großer Dichter wie Spitteler hat Besseres zu tun als Bauerngeschichten zu schreiben. Spitteler hat jene Bauernnovelle, die einzige, überhaupt nur geschrieben, um sich selber — und vielleicht auch andern — zu beweisen, dass er, wenn er will, auch *das* kann, und besser als die andern; er verschmähte es aber, sein Lebenlang als bescheidener, braver Steinklopfer am Straßenrand zu hocken, während ihm doch gegeben war, gotische Dome in den Himmel zu bauen . . .

Man hat dem Dichter feierlich aufgekündigt und ihn in Bann getan. Man hat den Boykott gegen ihn erklärt und ihm ruppig bedeutet, in Zukunft nicht wieder mit einem Buche vor das deutsche Volk zu kommen. Die Toren! die nicht wissen, dass von allem Schlimmen, das sie jetzt dem Dichter zudenken, ihm längst, längst ein vollgerüttelt Maß vors Haus gelegt worden ist; dass sie keine Unbill ersinnen können, die er nicht bereits vor Jahr und Tag vom deutschen Volke als Lohn für seine unsterblichen Dichtungen empfangen. Dieser Dichter, der als Fünfunddreißigjähriger das deutsche Volk mit einem Werke beschenkt hat, das um mehrere Himmel alles überragt, was irgendeinem unter den Mitlebenden gelungen, und der hierauf jahrzehntelang abseits stehen musste, ein Unbekannter, und zusehen, wie die deutsche Kritik nacheinander Paul Heyse, Gustav Freytag, Hauptmann, Frenssen und so manchen andern Götzen auf den Schild hob; wie sie vor jeder ausländischen Mittelmäßigkeit auf dem Bauche kroch, aber ihn, den deutschen Dichter, weil er groß war, mit Unterschlagung seiner Werke strafte — wer *solches* Schicksal bis ins siebente Jahrzehnt seines Lebens trug, dem kann wahrlich nichts Böses mehr zugefügt werden; der wird auch nichts Gutes von den Zeitgenossen erwarten. Er weiß: seine Zeit wird kommen.

Und aushungern wird man ihn jedenfalls auch nicht können, ebensowenig wie es den Engländern gelingen wird, Deutschland auszuhungern. Ein Dichter, von dessen Hauptwerk *Prometheus und Epimetheus* während eines Vierteljahrhunderts kaum fünfhundert Exemplare verkauft wurden, hätte ja längst Hungers sterben müssen, wenn er von der Poesie Brot verlangte. Das deutsche Volk hat ihn ebensowenig ernährt wie irgendeinen seiner großen Dichter: ebensowenig wie Goethe oder Schiller, Kleist, Grillparzer oder Hebbel.

Demut ist die einzige Haltung, die uns diesem Dichter gegenüber ziemt. Wir sind allesamt seine Schuldner. Und in *jedem* Streit zwischen dem deutschen Volke und seinem Dichter wird der Dichter Recht behalten, weil er der Gebende ist.

V.

Am 24. April vollendet Spitteler das siebente Jahrzehnt seines Lebens. Der geistig und körperlich Junge, auf dem Gipfel seiner Schaffenskraft Stehende, sollte dann nach unsern übeln Literatursitten feierlich unter die „Alten“ versetzt werden und der Ehren genießen, die man in Deutschland für invalide Dichter aufspart. Gleichwohl: mancherlei Zeichen ehrlichen Dankes waren für diesen Tag geplant, die nun unterbleiben müssen wie so vieles andere, das uns dieser unerbittliche Krieg zerstört hat. Das gegenwärtige furchtbare Ringen um die nationale Existenz erfordert, dass alle Kräfte für den einen großen Zweck angespannt werden, dem gegenüber alles, auch was uns in Friedenszeiten als das Allerwichtigste erscheint, zurücktreten muss.

Doch der Krieg wird nicht ewig dauern — und in die Zeit nach dem Kriege wollen wir hinüberretten, was des deutschen Volkes kostbarster Besitz ist: die großen Werke seiner Dichter. Wenn auch der Sieg im Felde durch die *Waffen* erstritten wird, den *vollen* Sieg über unsere Feinde, den Sieg, der alle andern Siege überdauern wird, vermögen nur Taten des Geistes zu erkämpfen. Unter den geistigen Großtaten des deutschen Volkes aber ist Spittelers Dichtung eine der allergrößten. Ob dies-, ob jenseits der schwarz-weiß-roten Grenze: es gibt heute nichts *Deutscheres* im ganzen Umkreis unserer Poesie als Spittelers *Olympischen Frühling*.

An uns, die wir heute zwischen Zwanzig und Vierzig stehen und unsere Hände rein wissen, wird es dann sein, das große Unrecht, das zwei deutsche Generationen an diesem Dichter verbrochen haben, wieder gut zu machen. Nein — nicht gut zu machen: das Geschehene kann nicht aus der Welt geschafft werden; wohl aber soll dem deutschen Volke der volle Segen der Spittelerschen Poesie zuteil werden: den Glücklichen soll sie Gold und Sonne in nie erlebtem Überschwang auf den Weg streuen; sie soll den Schlafenden eine Erweckerin sein und den Suchenden

ein Stern und ein leuchtendes Siegeszeichen; sie soll den einsam Leidenden Bringerin überirdischen Glückes sein, den Sinkenden und Ermattenden des Lebens aber der Stab, an dem sie sich wieder erheben können, um ihren Blick nach dem Heiligsten zu richten, was die Welt hat.

Daran wollen wir — das geloben wir — arbeiten, solange der Tag unser, und werden nicht ruhen, bis unsere Aufgabe erfüllt ist, auf dass wir nicht erröten müssen vor denen, die nach uns kommen und Rechenschaft von unsrem Tun fordern werden.

Wir wollen uns an die Werke halten, die dieser Dichter für die Jahrhunderte geschaffen, und nicht an die Worte, die er für den Tag gesprochen hat.

Das Gelöbnis der Treue sei Ihm ein Gruß zum siebzigsten Geburtstag.

BERN, im Februar 1915 JONAS FRÄNKEL

□□□

ITALIEN UND DER DREIBUND

Über die Stellung Italiens zum Dreibund ist in den letzten Monaten von Berufenen — und noch mehr von Unberufenen — viel geschrieben und geredet worden. Dabei gingen die meisten, mochten sie nun Italien wegen seines Verhaltens tadeln, mochten sie es zu rechtfertigen oder zu verstehen suchen, von der Annahme aus, dass die beiden andern Kontrahenten der Tripelallianz stets fest darauf rechneten, in einem zukünftigen Kriege zwischen Dreibund und Dreiverband Italien unbedingt auf ihrer Seite in den Kampf ziehen zu sehen.

Zwar kannten Geschichtskundige Bismarcks Ansichten über solche Allianzverträge im allgemeinen und Italiens Stellung zum Dreibund im besondern, aber in militärischen Kreisen — konnte man allgemein hören — kam die Eventualität gar nicht in Frage.

Nun aber hat schon vor zehn Jahren ein hoher deutscher Offizier in seinen „Betrachtungen eines alten Offiziers über militärisch-politische Dinge" in geradezu prophetischer Weise die Dinge vorausgesagt, die wir erlebt haben. Die Schrift fand damals aber scheint's keine große Beachtung, vielleicht weil der Verfasser eben ein *alter* Offizier war und darum seine Betrachtungen der jungen Generation unzeitgemäß erschienen sind.

Der Autor der 1904 in Berlin unter dem Titel *Andere Zeiten — andere Wege* erschienenen Schrift, General-Major A. von der Lippe, verlangte zunächst die Reorganisation der deutschen Wehrverfassung zu Gunsten eines Milizsystems, das schon bei der schulpflichtigen Jugend einsetzen und mit dem 30. Lebensjahre vollendet sein sollte. Außer der Volkstümlichkeit, meinte er, hätte dieses System noch den Vorteil, dass es das wirtschaftliche Leben weniger belasten würde als das herrschende, dessen Konsequenzen der Verfasser für Deutschland und die übrige Welt auch schon richtig voraussieht. Deshalb schlägt er im weitern die Schaffung eines wirtschaftlichen Friedensbundes der europäischen Staaten (ohne Russland und Balkan) vor, dessen Präsident jeweilen im Turnus aus den Oberhäuptern der verschiedenen größern Staaten zu nehmen wäre.